

## Der Ursprung des Stahlgewitters

**Ernst Jüngers tatsächliche Kriegstagebücher liegen nun auch in edierter Fassung vor**

**Ernst Jünger: Kriegstagebuch 1914-1918. Hg. v. Helmuth Kiesel. Stuttgart: Klett Cotta 2010. 655 S. Abb.**

Die Langzeitwirkung der Kriegsbücher Ernst Jüngers ist, bei nachträglicher Betrachtung, kaum verwunderlich. Die Affinität des Autors zum Krieg ist dabei nur ein Grund, wenn auch ein schwerwiegender, denn Jünger bot all denen Identifikations- und Anschlusspotenzial, die die Teilnahme an beiden Weltkriegen nicht per se zur Anklage bringen wollten. Damit aber nicht genug, denn egal was man ins Feld führt (schöne Wendung in diesem Zusammenhang), Jünger war ein Überlebender, mit allem Recht, das ihm damit zuzuschreiben ist. Problematisch bleibt seine zumindest zeitweise Nähe zu nationalistischen Extremen, auch wenn er seit etwa 1933 auf Distanz zum Nationalsozialismus ging und später zum weiteren Kreis des 20. Juli gehörte. Inwieweit sein Roman „Auf den Marmorklippen“ (1939) dieser Absage auch eine erzählerische Form gegeben hat, ist bis heute umstritten. Unabhängig davon: Die Überlegung, dass in der Extremform der Moderne, dem Krieg, der Mensch zu seinen Ursprüngen zurückfinden soll, hat zumindest konzeptionell einiges zu bieten; die Engführung von Krieg, Archaik und Moderne hat Jüngers Attraktivität weiter erhöht.

Apologeten Jüngers hat es viele gegeben, und das auch noch in jüngerer Zeit: Es gab sogar einen bekannteren Kultur-Journalisten, der Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts versuchte, mit den „Stahlgewittern“ im mindestens geistigen Gepäck in den Irakkrieg zu ziehen, dabei aber gottseidank kläglich scheiterte. Wenigstens reichte es damals noch zu einem Radiofeature. Als Stichwortgeber ist Jünger noch heute präsent, wengleich denkwürdig abgerüstet: So wollte

der jüngst zurückgetretene Bundespräsident die ihm als „Stahlgewitter“ erscheinende Medienberichterstattung über sich ergehen lassen, möglicherweise ohne zu ahnen, woher er seine Metapher entlehnt hatte (auch wenn er Hannoveraner ist und nicht weit von Kirchhorst sein inkriminiertes Einfamilienhaus erworben hat).

Wulffs Landsmann Sigmar Gabriel und François Hollande mögen zwar heute lieber Jürgen Habermas besuchen, aber François Mitterand und Helmut Kohl konnten sich anscheinend problemlos auf Ernst Jünger verständigen – womit man voraussetzen mag, dass beide Leser des greisen Autors gewesen sind und auch Gabriel und Hollande wissen, mit wem sie es zu tun haben.

Basistext der gesamten Karriere des Autors Ernst Jünger sind jene „Aufzeichnungen eines Stoßtruppführers“, die er zwar erstmals 1920 unter dem Titel „In Stahlgewittern“ hat erscheinen lassen, die aber erst nach zahlreichen Überarbeitungen und in den späteren Auflagen, also erst nach 1930 jene Form angenommen hatten, die ihnen die Langzeitwirkung verschafften. Es ist vor allem die Auflage von 1934, die derart stark verbreitet wurde, dass sie frühere Arbeitsstufen und deren Ungelenkheiten beinahe völlig verdeckte. Zwar bleibt wohl bis heute unentschieden, ob der spezifische Stil, der für das Werk Jüngers seit 1930 kennzeichnend ist, besonders bild- und ausdrucksstark oder auch nur verschärfter Kitsch ist. Beide Positionen finden sich und lassen wohl auch einigermaßen belegen. Aber solche Kabbeleien lassen keineswegs an der Bedeutung, weil eben Wirkung Jüngers zweifeln.

Die Trias der frühen Jünger-Bücher „In Stahlgewittern“ (1920), „Der Kampf als inneres Erlebnis“ (1922) und „Das Wäldchen 125“ (1925) setzt literaturhistorisch auch deshalb eine besondere Marke, weil Jünger mit ihnen der Schwemme der Kriegsbücher um 1930 weit vorangeht. Alle drei Texte stammen aus der ersten Hälfte der 1920er Jahre, während Remarque, Zweig oder Renn ihre Kriegs- resp. Anti-Kriegsbücher erst später herausbrachten.

Die Überarbeitungen, die Jünger seinen „Stahlgewittern“ hat angedeihen lassen, sind das Eine, der Ursprungstext, das eigentliche Tagebuch, ist das Andere: Helmuth Kiesel hat nun die Grundlage des Erfolgsbuches, die originären Kriegstagebücher Ernst Jüngers der Jahre 1914 bis 1918 ediert und kommentiert, ergänzt um eine Petitesse, nämlich das „Käferbuch“, das Jünger zur selben Zeit über seine einschlägigen Funde führte. Kriegerleben und Stahlgewitter lassen anscheinend einige Freiräume.

Jünger gehört zu den frühen Kriegsfreiwilligen und zu denen, die den Krieg in seiner ganzen Dauer miterlebten und vor allem überlebten. Er führte über den gesamten Zeitraum hinweg, wie der Editor berichtet und wie aus dem nun verfügbaren Material erkennbar ist, Tagebuch, allerdings mit bezeichnenden Lücken, die vor allem die Phasen betreffen, die Jünger nicht an der Front eingesetzt war. Einen Teil des Tagebuchs hat Jünger selbst rekonstruiert (hier den Zeitraum vom 1.8.-25.8.1918), mithin über die ursprüngliche Aufzeichnung von Erfahrungen und Erlebnissen eine zweite Bearbeitungsebene gelegt, die auf Erinnerungen zurückgeht.

Das Tagebuch selbst ist wohl bereits mit dem Ziel begonnen worden, daraus später publikationsfähiges Material zu gewinnen. Allerdings sollte zu Anfang daraus wohl eine Art „Kriegs-Abenteuer-Buch“ werden und nicht der Bericht einer extremen Existenzfah-

rung, die freilich als „Heldenbuch“ inszeniert ist, wie Kiesel treffend bemerkt. Die Auflage von 1934 endet deshalb mit der Verleihung der Orden „Pour le mérite“, und nicht ohne Grund nimmt Jünger, wie Kiesel berichtet, in die Fassung von 1934 eine Liste seiner Verwundungen auf, die einigermaßen stattlich ist. Das ursprüngliche Tagebuch aber kennt diesen Schlussakkord so nicht.

Allerdings ist das kaum verwunderlich: Immerhin wird das Tagebuch von einem 17-Jährigen begonnen, der sich auf Abenteuerfahrt währte und der seiner kurz vorher abgeschlossenen, allerdings desaströsen Fremdenlegion-Eskapade nun eine offiziöse Variante des Heldenlebens hinzufügen konnte. Ganz im Auftrag der Nation. So gesehen ist die Frucht dieser Aufzeichnungen nicht zuletzt eine Variante der „Erziehung vor Verdun“, die Arnold Zweig zum Titel eines seiner Kriegsbücher machte. Jünger erlebte hier eine umfassende Sozialisation, die ihn allerdings nicht zum Nationalisten machte, sondern seinen antibürgerlichen Habitus nur verstärkte. Zumindest lassen sich, so Kiesel, in den Aufzeichnungen keine eindeutigen Hinweise darauf finden. Die nationalistische Positionierung scheint das Ergebnis der Nachkriegszeit gewesen zu sein, in der die Haltung zum Krieg eins der Kriterien war, an denen sich die politischen Lager schieden.

Das Publikationsprojekt bestimmt allerdings nicht nur Jüngers Schreibpraxis, in sie verwoben ist – vice versa – auch dessen permanente Reflexion: So reflektiert Jünger in späten Aufzeichnungen seinen Status als objektiver Berichtersteller, er hebt seine neutrale Position hervor und versucht sich an einer wirkungsvollen und zielgenauen Inszenierung. Er erkennt die Schwächen der Sprache, in der seine Notizen niedergeschrieben sind. Und auch der Editor vergibt für Jüngers Aufzeichnungen schlechte Noten: „Ihre literarische Formung ist freilich noch schwach.“ Jüngers eigener Stil (der allerdings kaum als

straff oder sachlich bezeichnet werden kann) ist noch nicht erkennbar. Stattdessen lassen sich Einflüsse etwa von Karl May erkennen. Der Weltkrieger Ernst Jünger „springt“ in etwa so häufig durch die lebensgefährlichen Situationen wie Winnetou und Old Shatterhand durch die Prairien und Wäldern des imaginierten Amerika. Ein Wunder, dass Jünger das auch stilistisch überlebt hat.

Allerdings habe die Kriegserfahrung Jünger eben nicht in jene vielbeschworene, aber doch wohl eher seltene Sprachnot der Weltkrieger gebracht, berichtet Kiesel (was vielleicht aber auch nur ein schwaches Echo von Walter Benjamins „Erzähler“-Aufsatz ist, der aber selbst schon von der Beredtheit der Kriegsteilnehmer wusste). Mit anderen Worten, auch wenn Jünger sein eigenes Vorbild, die Sachlichkeit cäsarischer Prosa (ein Schulflüchtling war er zwar, aber dennoch ein gediegener Gymnasiast) nicht erreichte und stilistisch in seinen Notizen unselbständig war, auch wenn er vielleicht nicht immer die richtigen Worte für das wählte, was ihm notierenswert war, Worte dafür fand er immer. Zugleich bestätigt das Kriegstagebuch eine Lektüre auch der nationalistischen Kriegsbücher etwa Hans Zöberleins: Die Erfahrung der Materialschlachten ist das eine, ihre Bewertung das andere. Jüngers Text enthält kaum chauvinistische oder nationalistische Züge, betont Kiesel (wie im Übrigen auch nicht die literarisierten „Stahlgewitter“). Stattdessen lässt der Text Jünger eben weniger als den Helden erscheinen, der er in der konventionellen Lesart ist, sondern vor allem als den Funktionär eines Apparates, dessen Ziel die massenhafte Vernichtung menschlichen Lebens war. Ein irritierender Gegensatz zum Konzept, das Jünger später daraus erarbeiten würde.

Aufschlussreich ist, dass Jünger den Text seiner Notizbücher nur teilweise – in welchem Überarbeitungsgrad auch immer – übernahm und die übernommenen Passagen

stark bearbeitete. Naheliegend sind die zahlreichen pragmatischen Aufzeichnungen, die die Anlage von Schützengräben, die Ausführung von Sturmangriffen, den Vormarsch oder eben auch die Verpflegung betreffen, bei der Erstellung der Publikation gestrichen worden.

Dennoch ist die Genese des Kriegsromans aus den Kriegsnotizen unübersehbar. Gerade in den Umstellungen, Streichungen und Bearbeitungen lässt sich zudem das Programm Jüngers rekonstruieren, auch wenn Kiesel die Ableitung des literarischen Textes aus den Notizen einer historisch-kritischen Jünger-Ausgabe vorbehalten sieht.

Aber schon Stichproben zeigen Nähe und Differenz. So sind zum Beispiel die ausführlichen Schilderungen vom Angriff am 21. März 1918 berücksichtigt worden, die Jünger allerdings, wie ein Textvergleich zeigt, deutlich überarbeitet und gestrafft hat. Die Nüchternheit der Notizbücher, allerdings auch ihre unbeholfenen stilistischen Züge sind – zeit- und jüngergemäß – einer auf die Aktion gerichteten Schilderung gewichen. Aus der noch unfokussierten Notizreihung wird ein konzeptionell geprägter Text, der sich auf die realen Ereignisse zu berufen kann: In beiden Textfassungen findet sich etwa jene Wendung, die zu den wichtigsten Zitierstandards aus Jüngers „Stahlgewittern“ gehört: „Jetzt zieht Leutnant Jünger seinen Mantel aus“.

P.S. Naheliegend erbringt die Edition mit Kommentar und Nachwort die Dienstleitungen, die ihre Nutzer erwarten. Stichworte werden erläutert, die Chronologie der Kriegsteilnahme wird rekonstruiert, der Text wird in die historische und kulturelle Situation der Zeit wie in die Werkbiografie des Autors eingebettet. Eine denkbar nützliche Edition also, wenn man sich mit dem Ersten Weltkrieg und den Texten beschäftigt, die er so zahlreich provoziert hat, nicht nur für Jünger.

*Berlin, Walter Delabar*